

Die Tagebücher des Maximin

Autor(en): **Italiaander, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **16 (1948)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567540>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ROLF ITALIAANDER:

Die Tagebücher des Maximin

Friedrich Gundolf sprach einst das gefährliche Wort, daß sich an Werk und Gestalt des Dichters Stefan George die deutschen Geister scheiden würden. Man könne George nur anheimfallen oder restlos ablehnen. Eugen Gottlieb Winkler schrieb Ende der dreißiger Jahre: „Diese These hat ihre Gültigkeit verloren.“ Das war gewagt, denn man hatte nie aufgehört, über George höchst geteilter Meinung zu sein. Obwohl das junge NS-Reich einen literarischen Staatspreis Stefan-George-Preis nannte und man sich anfangs gern auf den großen Hymniker berief, war er freiwillig in die Emigration gegangen. Einsam starb er, fern seinem Vaterland.

Obwohl man ihn geistig mit verantwortlich machte für die Entwicklung in den ersten drei Reichen, und er selbst entschieden davon abrückte, geht heute die Auseinandersetzung um Stefan George weiter. Die Stimmen im George-Konzert sind ebenso vielfältig wie in dem gigantischen Konzert um einen anderen Einsamen: um Friedrich Nietzsche. Und in beiden Fällen hat das Konzert internationale Klangfärbung angenommen. Ja, nicht allein in Deutschland ist ein neuer Kampf um die geistige Position Georges ausgebrochen, sondern auch im Ausland. In England und Frankreich erschienen gerade jetzt nach dem zweiten Weltkriege vortreffliche Uebersetzungen des Georgeschen Werkes, gleichzeitig aber Pamphlete gegen ihn, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Es wäre ein wünschenswertes Unterfangen, einmal alle Stimmen über George zusammenzutragen. Eine solche Sammlung wäre genau so wichtig wie die in vielen Ländern und Zungen entstandenen Diskussionen um Friedrich Nietzsche oder um Ernst Jünger. Welche Einblicke dürften wir allein gewinnen, wenn die nachgelassenen Schriftstücke Stefan Georges, die im Sommer 1947 in Leipzig aufgefunden wurden, veröffentlicht werden und als deren Eigentümer bezeichnenderweise kein Geringerer als der im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 hingerichtete Klaus von Stauffenberg und dessen Familie zu gelten haben!

Unbeirrt von den Kämpfen um Lebenswerk und Charakterbild Stefan Georges, haben Schweizer Freunde des Dichters während des Krieges einen interessanten Druck veröffentlicht: die Tagebücher jenes jungen Menschen, der Georges Freund war und unter dem Namen Maximin in die Weltliteratur eingegangen ist. Die ihm gewidmeten Gedichte bilden den Mittelteil von Georges berühmtem Versbuche „Der siebente Ring“.

Eines der grundlegenden Bücher über George ist das Werk „Stefan George, Evocation d'un poète par un poète“, das Henry Benrath (Albert H. Rausch) in der vorzüglichen Librairie Stock, leider nur in französischer Sprache, herausgegeben hat. Der einstige Freund Georges sagt hier aus, daß dieser junge Mensch — mutatis mutandis — etwa soviel für George bedeutete wie Beatrice für Dante. Benrath, der schon vorher an anderer Stelle wiederholt bekannt hatte, nie ein „Jünger“ oder ein Eingeweihter des George-Kreises gewesen zu sein, spricht davon, daß Maximin im Leben Georges „das Goiterlebnis in menschlicher Gestalt gewesen ist“. Ueber die Berechtigung solcher hoher Aussage ein Urteil zu fällen, steht uns ebenso wenig zu wie Kritik zu üben an André Gide's erotischen Konfessionen, Oscar Wilde's, Michelangelo's, Shakespeare's und anderer Lebensweisheiten.

Da die Tagebücher jenes jungen Menschen nun einmal gedruckt vorliegen, wollen wir sie uns näher betrachten, um hierdurch nicht allein ein neues Bild von Stefan George zu gewinnen, sondern darüber hinaus zu den ewigen Themen, die da lauten: „Dichtung und Wahrheit“, „Der Dichter und sein Vorbild“ oder, um uns Albert H. Rausch's Worte zu bedienen: „Der Dichter und sein Gotterlebnis“. Jegliche Kunst ringt heute um neue Positionen. Wir alle kämpfen um ein neues Verhältnis zur Kunst. Da muß uns jedes Dokument willkommen sein, das unseren Gesichtskreis erweitert.

Die Tagebücher Maximins umfassen in der Abschrift 20 Schreibmaschinen-seiten. Maximins bürgerlicher Name war Maximilian Kronberger. Als er den Dichter kennenlernte, war er 14 Jahre alt. Er starb einen Tag nach seinem 16. Geburtstag am 15. April 1904. Er war das Kind einer Schwabinger Beamtenfamilie, möglicherweise nicht „rein arisch“, dunkelhäutig, mit seinem dunklen, lockigen Haar wohl italienisch wirkend. Soweit die zur Undeutlichkeit verblichene Fotografie es erkennen läßt, wirkte er wie alle Menschen jener Zeit mit steifem hohem Kragen und Plastron weitaus älter. Daß er gut aussah, war ihm offensichtlich bewußt, wie er sich wohl auch darüber im Klaren war, daß er in diesem Dichter eine ausgesprochene interessante Bekanntschaft gemacht hatte. Er begann ein Tagebuch zu führen, in dessen Vorwort man liest:

„Dieses Buch soll nicht etwa den Anspruch erheben, sich vor anderen einen Namen zu machen, sondern seine Bestimmung ist, den Charakter Stefan Georges aus seinem Umgang mit mir zu entwickeln. Wenn es den Lesern möglich sein wird, auf Grund dessen, was ich im folgenden darlege, einen Einblick in des Dichters Eigenart zu tun, so ist meine Absicht vollkommen erreicht.“

Dann beginnt er von den ersten Begegnungen mit George zu erzählen:

„Schon lange hatte ein Herr, dem ich öfters in der Leopoldstraße begegnete, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er war ziemlich groß, hielt sich jedoch schief, die rechte Schulter höher als die linke. Am interessantesten war sein Kopf. Die Stirne hoch, die geistreichen Augen ziemlich tiefliegend, die Nase feingeschnitten, der Mund gewöhnlich fest zusammengekniffen, das Kinn etwas vorspringend, die Backenknochen scharf markiert. Er hatte langes, schwarzes, nach hinten gekämmtes, seidenweiches üppiges Haar, trug gewöhnlich schwarzen Mantel, dunkle Jacke, graue Beinkleider, Stock mit eingelegtem Knopf und ziemlich hohen Hut. Mein Freund Hanns Braun behauptete, er sei Mitglied der Elf Scharfrichter, was ich, da kein Grund da war es nicht zu glauben, auch glaubte. Eines Tages, es war im Februar (oder März), stand ich mit meiner Schwester Hanna und deren Freundin E. S. vor unserem Haus, Nikolaiplatz 1, als dieser Herr auf mich zukam und mich um die Erlaubnis bat, meinen Kopf, den er sehr interessant finde, abzeichnen zu dürfen. Ich erlaubte es natürlich. Am nächsten Tage, es war dies ein Sonntag, traf ich ihn zuerst mit Hanna zusammen, dann allein. Er bat mich, mit zu einem Photographen zu gehen da er mich photographieren lassen wolle. Als dies geschehen, versprach er mir ein Bild und wir gingen zusammen nach Hause. Er fragte mich, ob ich bestimmte Neigungen und Anlagen habe, ich aber verschwieg mein bißchen Verse-machen und schützte Naturkunde vor. Dann fragte ich ihn nach seinem Namen: Stefan George.“

Wie das wohl bei derartigen Bekanntschaften geht, erhielt der Junge das versprochene Bild vorläufig nicht, sah den Gönner auch nicht mehr und ver-gaß die Sache, bis er eines Tages in einer Buchhandlung ein Buch von Dr. Ludwig Klages „Stefan George“ ausgestellt sah. Sein Vater kaufte ihm das Buch, er verstand es nicht, aber wußte nun, daß George wirklich ein bedeu-

tender Dichter war: „Und das genügte mir. Trotz aller Bemühungen traf ich George nicht mehr und fast wäre die Sache im Sande verlaufen...“.

Es folgt nun eine kurze Vita, die dem Kenner George's nichts Neues bringt. Der junge Mann fährt danach in seinen Erinnerungen fort: Mitte Januar 1903 trifft er auf dem Heimweg von der Stenographie-Stunde George mit dessen Freund Alfred Wolfskehl, der heute (1947) als 78 jähriger in Neuseeland lebt und schafft! Am nächsten Tage wiederum begleitet er George in die Wolfskehl'sche Wohnung in die Leopoldstraße. Hier bekommt er endlich die „nebenbei ganz gute“ Photographie und geht fortan öfter einmal mit ihm spazieren. —

Dabei erzählte George ihm von seinem Interesse für Graphologie, woraufhin ihm der Junge ein Gedicht von sich gibt. George nimmt am Werk des jungen Dichters Anteil und laut dem Tagebuch „fand er einige ganz gut“. „Doch ginge ein trübdüsterer Zug durch das Buch“. George verspricht ihm als Vorbild den dritten Band seiner Auslese deutscher Klassiker.

Wir lesen, daß der Junge jeden Samstag nachmittag um 5 Uhr zu George geht. Ende Februar wird er eingeladen, einen Maskenzug in der Wolfskehl'schen Wohnung anzusehen. George erzählt ihm, daß er schöne Masken mit großem Vergnügen sehe. „Um 6 Uhr kam ich dann und hatte Gelegenheit, einen prachtvollen Zug zu bewundern. Zehn Personen bildeten ihn, alle in sehr schönen Gewändern, George als Caesar, eine Persephone, ein Hermes und noch mehr famose Gestalten. Später (11. IV. 1903) schenkte mir George einen Ausschnitt der Photographie, sich als Caesaren und ihm zu Füßen einen als Persephone verkleideten Herrn.“

Die Familie Kronberger kommt inzwischen in Kontakt mit George. Er wird eingeladen. Auch Gundolf kommt aus Berlin, „der soeben seinen Doktor in Germanistik gemacht hatte. Auch Schriftsteller, hat er einen sehr interessanten Kopf, sehr ähnlich dem Hofschauspieler Kainz.“

„Mittwoch den 1. IV. besuchte ich ihn das letzte Mal vor der Konfirmation. Er sprach zu mir über meine einstweiligen Ziele und daß ich alles daransetzen müsse, um sie zu erreichen. Das erste sei jetzt für mich das Absolutorium des Gymnasiums, und um dieses zu erreichen, müsse ich alle Kräfte ausspannen. Das sei ich meinen Eltern, mir und auch ihm schuldig, und nur darauf sei unsere Freundschaft gegründet. Dann überreichte er mir drei seiner Bücher. Dann versprach er mir, zu meiner Konfirmation zu kommen, obwohl er noch nie einer solchen Feierlichkeit beigewohnt habe und glaube, daß es ihn sehr aufregen werde. — Am. 5. IV. 03 kam er auch wirklich zu meiner Konfirmation und mit ihm Herr Gundolf.“

Maximin fährt fort: „Donnerstag den 9. IV. führte ich meine beiden Vettern Arthur und Walter Dietrich aus Wien, die ihn gerne kennenlernen wollten, zu ihm. Zuerst war er sehr erstaunt, doch dann wurde er recht unterhaltend. — Wir sprachen zuerst von Maeterlinck und „Monna Vanna“, wie über seine anderen Schriften, die er sehr lobte. Dagegen sprach er von Paul Heyse sehr schlecht. Solche Sachen, sagte er, lese er jetzt schon lange nicht mehr. Dann kamen wir auf seine Reisen zu sprechen. Italien gefiele ihm sehr gut, doch noch besser Spanien. Hier hauptsächlich seien die Eingeborenen von einer großartigen Höflichkeit und edlem Wesen in ihrem Benehmen (Grandezza). Dann unterhielten wir uns über das moderne Lehrwesen. „Das jetzige Lehrpersonal“, sagte er, „ist nicht schlecht, doch fehlt noch viel, um von ihm sagen zu können, es ist gut.“ — Auch sprachen wir

noch über Musik. Er, selbst ein großer Musikfreund, besuche Konzerte nur wenig und wenn er es tue, so bliebe er nur einige Zeit, da er dann soviel Stoff zu verarbeiten habe, daß er nicht mehr annehmen könne.“

Der junge Maximilian wird von George mit Geschenken bedacht. Er bekommt nach und nach alle Bücher des Meisters, der das Idol aber auch neu photographieren läßt. Aeußerlichkeiten spielten offensichtlich eine gewisse Rolle. George läßt sich gerne von Maximilians Vetter abzeichnen. Das Portrait gefällt dem jungen Freund, aber dem Meister garnicht, offensichtlich war er böse darüber, daß es ihm zu wenig schmeichelte. Einmal ist der Junge Mittwochnachmittag zum Dichter eingeladen, jedoch plötzlich verhindert, sodaß er ihm kurz vor der ausgemachten Zeit abschreiben muß. Das nun konnte George garnicht vertragen. Das Wiedersehen schildert Maximilian wie folgt: „Er war sehr erregt, daß ich am Mittwoch nicht gekommen bin, und sagte, er sei nicht gewohnt, daß seine Freunde ihn in Kleinigkeiten vernachlässigten, und sie täten dies auch nicht. Umso mehr müsse ihm also mein Verhalten mißfallen. Wenn man jemand erwarte, so sei es eine große Ungezogenheit, wenn dieser zwei Stunden vor der verabredeten Zeit absage. Dann gab er mir „Meyers“ Literaturgeschichte, in der er rühmlichst erwähnt ist, und begleitete mich bis zur Wohnung seines Freundes Wolfskehl.“

Eine Zeit lang scheinen die beiden nun nur schriftlich verkehrt zu haben. Der Meister antwortet regelmäßig, wenn nicht persönlich, so sein Jünger Gundolf. Da Maximilian George ein paar Monate teils wegen Bösesein, teils wegen einer Reise nicht sieht, reichert er sein Tagebuch dadurch an, daß er „einige Aussprüche Georges“ aufzeichnet, „die ich mir nach und nach aufgezeichnet habe und die ich jetzt auf keine andere Weise mehr unterbringen kann.“ Auch diese Notizen sind aufschlußreich für George wie seine Freundschaft mit dem jungen Menschen.

„Nicht viel braucht man gelesen zu haben, aber was man gelesen, muß man voll und ganz in sich aufgenommen haben. — ‚Ich hatte nicht Zeit‘ ist eine leere Phrase: Der Mensch hat immer Zeit, seine Sache ist es nur, Zeit zu finden. — Der Dichter soll nie abgeschmackte Bilder, wie man sie so oft findet, gebrauchen. Er soll vielmehr womöglich neue Bilder einführen. — Bei einem Gedicht soll man nie nach dem Ort und nach bestimmten Personen forschen, sondern man soll das Produkt auffassen, wie es der Seele des Dichters entsprungen. — Einst fragte er mich: „Max, glauben Sie, daß es eine Freundschaft gibt, die höher als die Liebe steht?“ Und ich bejahte es. — Ein unbeschreibliches Gefühl überkommt mich jedesmal bei Frühlingsanfang, es ist wie ein heiliges Ahnen... — Böcklins flötenspielender Hirtenknabe in der Schack-Galerie ist der erhabendste Ausdruck des Hellenentums. Seinetwegen gehe ich immer wieder in die Sammlung.“

Kurz vor Weihnachten (1903) ist George wieder in München. Es ist nicht anzuzweifeln, daß sich der Junge sehr freut, den Meister wieder in der Stadt zu wissen: Am 19. Dezember frühmorgens erhielt ich einen Brief Georges aus München. Ich besuchte ihn also und fand ihn unverändert. Wir sprachen ziemlich lange miteinander. Zuerst über die Gedichte meines Vetters Oskar Dietrich in Wien, dann über die von Wilhelm Seidel. Die ersteren fand er sehr gut, besonders „Ariadnes Klage“. Er sagte: „Man muß schon aus dem Rhythmus des Gedichtes unendlich viel für den ganzen Inhalt finden.“ Dann sprachen wir über das Buch meines Lehrers S. Röckl; bei dieser Gelegenheit sagte er, für Biographien habe er nie besondere Sympathien. Er em-

pfinde es stets als eine gewisse Rücksichtslosigkeit, Indiskretion, wenn ein Mensch Sachen, die sich zwischen zwei anderen abgespielt haben und die nur für diese bestimmt seien, bekannt macht und dadurch das große Publikum als Richter einsetzt. Dann sagte er, in meinen neuesten Gedichten habe er etwas ganz Neues gefunden, ich hätte mich von der früheren Unbehilflichkeit im Ausdruck so ziemlich freigemacht und auch für den Rhythmus sehr viel gewonnen. Hierauf zeigte er mir das Titelbild von Gundolfs „Fortunat“, das der Bruder des Verfassers gezeichnet. Ebenso ein von demselben Künstler entworfenes, bei Otto von Holten für mich gedrucktes Exlibris, welches ich recht schön finde. Dann gingen wir, ich begleitete ihn noch bis zur Ohmstraße. Er erzählte mir noch von dem Berliner Richard Wagner-Denkmal, das ihm garnicht gefiel, und eine heitere Episode, die ihm dort passierte. Er ging einmal im Tiergarten, und um nicht an dem Denkmal vorbei zu müssen, schlug er einen Seitenweg ein. Da trat ein kleiner Bursche auf ihn zu und bat, ihn zum Denkmal zu führen! — Weiterhin zeigte ich ihm mein Gedicht „Die tote Stadt“ und es stellte sich heraus, daß auch er zur gleichen Zeit ein Gedicht des gleichen Namens verfaßt habe. „Also Sie wollen schon mit mir konkurrieren“, wandte er sich lächelnd zu mir. — Bei Gelegenheit der obenerwähnten Gedichte sagte er zu mir: „Ich fälle sehr ungern über die Gedichte jemens ein Urteil, den ich nicht entweder persönlich oder aus größeren Gedichten kenne. Denn ist das spezielle Gedicht gut geraten und ich lobe es, so wird der Verfasser leicht stolz; ist es aber schlecht, und ich sage es, so wird es leicht übelgenommen oder der Verfasser wird unnötig abgeschreckt...“

Aus einem literarischen Gespräch zitiert Maximin George wie folgt: „Ich verwerfe mythologische Stoffe nicht, das ist Sache der Naturalisten, aber ich finde sie deshalb nicht gut, weil ihnen schwer eine neue Seite abgewonnen werden kann. Denn wenn ein Moderner einen mythologischen Stoff behandelt, so ist dieser bereits von der Antike durch Goethe gegangen und kommt als abgedroschenes Ding auf uns. Etwas anderes ist es, wenn es dem Künstler gelingt, dem Stoff eine neue Seite abzugewinnen; dann kann er ihn behandeln, denn darin beruht ein Hauptwesen des Gedichts... Unsere heutige Literaturhistorik ist im Hinblick auf die Aesthetik und andere Gebiete noch weit zurück. Ihr liegt z. B. bei Goethe nur daran, seine Gretchens und Lilis zu finden. Wer wird bei der Malerei, die der Dichtkunst wohl sehr nahesteht, fragen, welches Modell zu dem und dem Bild gesessen ist? Und das ist das eigentlich Richtige.“

Und auch die nächsten Begegnungen lassen keinen Zweifel darüber entstehen, daß die Freundschaft nicht einseitiger Natur war, sondern eine wertvolle erzieherische Bedeutung für den Jüngeren hatte.

„Am 21. XII. traf ich beim Heimweg von der Schule George, den ich nach Hause begleitete. Er sprach über die antiken Versmaße und war der Ansicht, daß diese Maße auf lange, lange Zeit hinaus für die deutsche Sprache ausgeschöpft seien. In der klassischen Zeit seien sie zu höchster Blüte gelangt, aber ein moderner Mensch könne nie in Hexametern ausdrücken, was er fühle.

(Schluß folgt)